

USA im Zeichen des Mangels

Stahl, Öl und — Baumwolle

V. A. Das Wort Mangel war bis zu diesem Kriege in den Vereinigten Staaten so gut wie unbekannt. Gottes eigenes Land hatte Überfluß an allen irdischen Dingen dieser Welt, und was ein richtiger Amerikaner war, der lebte es ab, sich mit den merkwürdigen Sorgen der europäischen Staaten überhaupt nur zu beschäftigen, die ja nicht einmal tausende waren, das Brot, das sie aßen, im eigenen Lande in genügender Menge zu erzeugen. Schon aus diesem Grunde dünkte sich der Amerikaner, allen europäischen Ländern weit überlegen und hielt es gar nicht für nötig, sich mit den Verhältnissen dieses bunten Erdenspiegels näher zu beschäftigen, den Europa auf einer Landstraße gewöhnlichen Maßstabes bildete.

Nur gelehrte Männer, deren Beruf die Statistik war, sowie die „verantwortlichen“ Leiter der amerikanischen Volkswirtschaften schauten darauf hin, wenn sie nämlich ihre weite Voraussicht in das rechte Licht stellen wollten, daß auch die Vereinigten Staaten nicht alle Rohstoffe im eigenen Lande erzeugten. Besonders galt das für eine Reihe von Rohstoffen, die in der Kriegsindustrie benötigt werden. Man nannte diese in der Sprache der eigenen Rohstoffe fehlenden Materialien die „strategischen Rohstoffe“. An einen Mangel dachte aber auch im Zusammenhang mit diesen strategischen Rohstoffen in Amerika ersthaft kein Mensch. Man besaß ja Dollars genug und, wenn es gar nicht anders ging, auch genügend Gold im Fort Knox, um sich alles zu kaufen, was man brauchte. Es gab daher nicht wenige Menschen, denen es als eine lächerliche Überflüssigkeit erschien, sich große Vorräte an diesen strategischen Rohstoffen anzulegen und auf diese Art große Geldsummen höchst unrentabel, nämlich zweifach und obendrein noch mit Kosten für die Lagerung verbunden, anzulegen.

Heute ist man sich sehr wohl bewußt, wenigstens diese Vorräte zu hegen, und man rechnet mit ängstlicher Sorge aus, an welchem Tage wohl die Vorräte an Gummi und Zinn zu Ende sein werden, und ob man es bis dahin geschafft haben würde, die verlorengegangenen Rohstoffquellen auf irgendeine Art zu ersetzen.

War hier bei den strategischen Rohstoffen ein Mangel noch vorzuzusehen, so ist das Unerwartende an der gegenwärtigen Entwicklung in den Vereinigten Staaten, daß die einschlägigen Managerversammlungen auf Gebieten auftraten, an die man nicht im entferntesten jemals gedacht hat. Der Mangel an Gummi und Zinn ist in der Tat nicht so drückend für den Augenblick wie etwa der Mangel an Öl oder an Stahl, Gummi und Zinn, das sind die großen Zukunftsorgen. Für den Augenblick hat man immerhin noch recht beachtliche Vorräte. Aber der Stahl fehlt an allen Ecken und Enden, und der Öl-mangel behindert die gesamte Wirtschaft des östlichen Industriegebietes in sehr spürbarer Weise. Gerade bei zwei der wichtigsten Rohstoffe, in denen Amerika weitab an der Spitze der Weltproduktion markiert, herrscht also zur Zeit der empfindlichste Mangel. Nichts kennzeichnet besser als diese Tatsache, wie wenig man die Anforderungen vorausgesehen hat, die ein moderner Krieg an die Wirtschaft eines Landes stellt. Hier tritt sehr deutlich zutage, was es heißt, daß die Amerikaner bis 1909 eine eigentliche Rohstoffwirtschaft überhaupt nicht besaßen. Es ist zum Beispiel wenig bekannt, daß noch 1909 das amerikanische Eisen mit Kanonen ausgedreht war, die in Frankreich gekauft wurden. Die Kriegsmarine verfügte allerdings über Staatswerften und auch einen leistungsfähigen privaten Kriegsschiffbau. Auch die Luftwaffe konnte auf eine Anzahl leistungsfähiger Flugzeugfabriken zurückgreifen. Im übrigen aber fehlte den Amerikanern so gut wie alles zu einer vollständigen Rüstungsindustrie. Vor allem mangelte es an einer Abstimmung der einzelnen Industrien aufeinander, die zur Erzielung einer Höchstleistung der Rüstungsproduktion unbedingt erforderlich ist. Und wenn man die Meldungen aus Amerika aufmerksam verfolgt, so ist unübersehbar das Ziel der Schaffung einer Rüstungsindustrie mit gleichmäßig hohen Leistungen auf allen Gebieten auch heute noch nicht erreicht. Man hat vielmehr den Eindruck eines von Tag zu Tag größer werdenden Wirrwarrs. Wenn man ein Ziel erreicht zu haben glaubt, zeigt sich sofort wieder eine Lücke auf einem anderen, nicht minder wichtigen Gebiete. Ist diese gestopft, so tut sich anderwärts wiederum ein neues Loch auf.

Vielleicht am besten wird diese Situation dadurch gekennzeichnet, daß offenbar jetzt ein weiterer Rohstoff knapp wird, ein Rohstoff, dessen Überfluß den Amerikanern noch vor kurzem größte Sorgen gemacht hatte, nämlich die Baumwolle. Nur dadurch läßt sich das von der Regierung kürzlich erlassene Verbot des Verbrauchs von Baumwolle für sämtliche nichtmilitärischen Zwecke erklären. Sieht man näher zu, so ist das aber gar nicht so merkwürdig, wie es im ersten Augenblick scheinen möchte. Die Ausrüstung einer modernen Armee stellt nun eben einmal auch erhebliche Anforderungen an die Textilwirtschaft. Dann muß man bedenken, daß die japanische Seide, der Manikabau und schließlich auch die indische Jute ausgefallen sind. Für alle diese Verwendungszwecke muß nun die Baumwolle einspringen. Bei der Seide scheint das zunächst nicht der Fall zu sein, da hier Kunstseide und Zellwolle zunächst Ersatz bieten. Aber die Kunstseiden müssen ja aus Zellulose gemacht werden, und der Zellulosebedarf der Vereinigten Staaten ist längst nicht mehr aus dem Holzsektor zu decken. Die handwerklichen Lieferungen sind weggefallen. Auch die Sowjetunion fällt als Holzlieferant so gut wie ganz aus. Bleibt also im wesentlichen Kanada, da man die Erschließung der Nadelhölder im Süden der USA, der sogenannten „southern pine“, vor dem Krieg zwar in Angriff genommen, aber noch nicht genügend entwickelt hatte. Kunstseidenindustrie und Papierindustrie müssen also notgedrungen ebenfalls zur Baumwollzellulose nach der Holzselekt greifen. Schließlich verbraucht auch die Sprengstoffherstellung gewaltige Mengen von Zellulose. Den Bedarf, der hier entfallen ist, hat man in den USA offensichtlich völlig unterschätzt. Die Anforderungen insgesamt sind jedenfalls so groß, daß der Staat vorzusehen muß, daß die Verwendung von Baumwolle für nichtmilitärische Zwecke verboten muß, weil sonst offenbar in absehbarer Zeit ein Mangel an diesem Rohstoff zu befürchten ist, dessen Überfluß geradezu eine traditionelle Plage der USA in früheren Zeiten gewesen ist. Man hat also durchaus recht, angesichts dieser Entwicklung davon zu sprechen, daß die USA im Zeichen des Mangels stehen.

Erfolgreiche Abwehrschlacht bei Woroneisch

Deutscher Abschlagbericht — Hauptkampfstellungen in vollem Umfang gehalten

Zu der gemeintem erfolgreichen Beendigung des dritten Abschnittes der Abwehrschlacht bei Woroneisch werden vom Oberkommando der Wehrmacht noch folgende Einzelheiten mitgeteilt:

Nachdem die zweite Phase im Kampf um Woroneisch in den letzten 24 Stunden mit einem Verlust des Feindes von über 750 Panzerkampfwagen gependet hatte, herrschte an den folgenden Tagen zunächst nur örtliche Geschicklichkeit. Am 10. August richteten dann die Bolschewiken stärkere Infanterie- und Panzerangriffe gegen die Nordfront des Brückenkopfes und gegen die deutschen Stellungen nördlich Semljan. Sämtliche Vorstöße wurden abgelehnt und erneute feindliche Vereitelungen durch Artillerie und Angriffe deutscher Sturmkommandos verhindert.

Seit dem 11. August unternehmen die Bolschewiken am ganzen Nordteil des Brückenkopfes auf breiter Front Angriffe mit Infanterie und Panzern, die von harter Artillerie und zahlreichen Schützengrabenverbänden unterstützt wurden. Unter Abschlag von 48 feindlichen Panzerkampfwagen wurden an diesem Tage sämtliche Angriffe abgelehnt. Nördlich Woroneisch wurde ein eingebrochener feindlicher Kampfverband durch Artillerie und Sturmgeschütze völlig vernichtet.

Am 12. August verteidigten die Bolschewiken ihre Angriffsfront auf dem gesamten Nordteil des Kampfabschnittes von Woroneisch. Im Verlauf der sich entwickelnden schweren Kämpfe wurden allein am 12. August 234 feindliche Panzerkampfwagen vernichtet. Der Feind verlustete sich in seinen verlusteten Massenangriffen.

Nach vorübergehendem Wanken der Angriffsfront nahmen die Bolschewiken am Nachmittage des 13. August die Vorstöße wieder auf, doch wurden sie wiederum im Gegenstoß zurückgeworfen. Die Verteidigungskämpfe wurden von den heldenhaft Widerstand leistenden deutschen Truppen beweglich geführt. Oft streifen sie den zurückgeworfenen feindlichen Kräften im Geantloch nach und vertreiben ihre Stellungen in günstige Geländebereiche vor.

Am 15. August erneuerten die Bolschewiken, nachdem sie wiederum frische Reserven herangeführt hatten, ihre Angriffe mit harter Artillerie. Auch diese Vorstöße blieben völlig ergebnislos. Die schweren Verluste an Menschen und Material

zwangen den Feind, seine Massenangriffe einzustellen und sich auf zweifache örtliche Vorstöße zu beschränken. Kampf- und Sturmkommandos trafen in rollenden Einlagen in die Verteidigungslinien ein. In der letzten Phase der Schlacht vernichteten die fliegenden Verbände und die im Erdkampf eingesetzten Abteilungen der Flakartillerie über 100 Panzerkampfwagen des Feindes. Auch der Einsatz harter feindlicher Luftstreitkräfte brachte den Bolschewiken nicht den erwarteten Erfolg. Die feindlichen Luftangriffe scheiterten an der Einsatzbereitschaft der deutschen Jagdflieger, die allein während der letzten Tage dieser Abwehrschlacht 98 feindliche Flugzeuge abschossen. Neun weitere feindliche Flugzeuge wurden von den Granaten der Flakartillerie vernichtet.

Am 17. August endete die dritte Phase der Schlacht bei Woroneisch mit einem vollen Erfolg für die deutschen Truppen und Luftwaffenverbände. Die ursprünglichen deutschen Kampfstellungen wurden in vollem Umfang gehalten.

Höchste Auszeichnung für Stephan von Dorn

Der ungarische Telegrafendirektor Stephan von Dorn wurde von dem Kommando der im Osten kämpfenden Honved-Armee mit einer zusammenfassenden Meldung über die Frontsituation des den Deutschen gegenüberstehenden Reichsverteidiger-Stellvertreter ein, in der das Kommando gleichzeitig Oberleutnant Stephan von Dorn für die höchste Auszeichnung, das Ritterkreuz des ungarischen Verdienstordens mit Schwertern vorzuschlug. Die Meldung des Kommandos der Honved-Armee lautet: „Oberleutnant von Dorn vollbrachte im Zeitraum vom 4. Juli bis 19. August 1942 fünf Kampfaufgaben, besonders hervorzuheben war seine Kampfsittlichkeit im Zusammenhang mit den Erdkämpfen gegen den Donbogen, wobei er an einem Tage dreimal je zwei Stunden lang, teils im heftigen feindlichen Widerstand, eingesetzt wurde. Am 18. Juli leitete sich Stephan von Dorn als Leiter- und Kommandant der Division durch Mut und persönliches Beispiel aus. Am gleichen Tage schloß er bei Toluidowa ein feindliches Flugzeug vom Typ Bg. 8 ab.“

Woche britischer Niederlagen

Im Vordergrund des Interesses stand in der vergangenen Woche der mit erheblichen Nachmitteln unternommene und dennoch so glücklich gelaufene Landungsversuch der Briten am 19. August an der französischen Küste bei Dieppe. Es war der vierte Vorstoß, der im Laufe dieses Jahres von den Briten gegen die französische Küste unternommen wurde, aber er unterschied sich von den drei vorhergehenden Unternehmungen ganz wesentlich durch einen viel größeren Aufwand, vor allem auch durch den Einsatz der britischen Luftwaffe und von Sonderabteilungen wie z. B. Panzern anlangt. Die „Alliierten“ waren ohne Zweifel bemüht, mit allen Mitteln an günstigster Stelle einen Brückenkopf zu schaffen, von dem aus durch schnelles Nachziehen weiterer Kräfte Operationen größeren Stils zwischen Somme und Seine eröffnet werden sollten. Die britische Flotte, die britische Luftwaffe und kombinierte Landungsgruppen britischer, kanadischer, amerikanischer und deutscher Einheiten wurden zur Bildung von der von den Deutschen langjährig „weißen Front“ im Westen eingesetzt. Sie alle haben nach blutigen Kämpfen vor der Küste bei Dieppe die deutschen Wachen die Flucht ergreifen müssen. Aber Verluste waren so hoch, daß man von einem ausgeprochenen Vernichtungslandungsversuch nicht sprechen kann. Obwohl es den Briten offenbar gelang, einen Großteil ihrer Besatzungen bei der landungsseitigen Wiedereingliederung mit in die Boote zu nehmen, genügt allein die Feststellung, daß ungeachtet der auf dem Festland verbliebenen Leuten 205 Gefangene in deutscher Hand verblieben, um darauf den Umfang der eingeleiteten Landungsangriffe zu erkennen.

Die britische Transport- und Sicherungsflotte verlor durch Wasserbomben der deutschen U-Boote während der Kriegsmarine und der Luftwaffe insgesamt 10 Einheiten der Kriegsmarine und 8 Transportschiffe. Beschädigt wurde weiter eine größere Anzahl von Kriegsschiffen und Transportern. Besonders einschneidend aber ist der ungewöhnlich hohe Verlust der britischen Luftwaffe, die im Laufe dieser Woche um einen so kleinen Frontabschnitt allein 127 Maschinen einbüßte. Mit den vier durch die Kriegsmarine verbleibenden, während des Frühgeleites im Kanal abgeschossenen Maschinen erhöht sich der britische Verlust auf 131 Flugzeuge.

Die deutsche Truppe und die deutsche Verteidigungsflotte haben sich wieder einmal voll bewährt. Das gilt für alle drei Abschnitte dieses misglücklichen Landungsversuches. Nennend wurde die beschlossene Ueberwachungsflotte bereits ver-

stärkt durch die waghame Vorrückbewegung der Kriegsmarine, die im Kanal vor dem bedrohten Küstenabschnitt die anmarschierenden feindlichen Streitkräfte aufhielt und so fortwährend angriff. Der gesamte Angriff selber rannte sich dann fast in der eigentlichen Land- und Luftverteidigung an der Kanalflotte und konnte hier ohne nennenswerte operativer deutscher Reserven bereits von den einsetzenden deutschen Jagd- und Kampfjägern zum Scheitern gebracht werden. Im letzten Abschnitt dieses Landungsversuches gelang es der deutschen Luftwaffe in rücksichtslosem Einsatz den über der Küste zurückbleibenden Seener immer wieder zu fassen und ihm schließlich noch in seinen Verbleibungsgebieten an der englischen Küste durch Nachtangriffe erhebliche Schäden zuzufügen.

Während der ganzen Woche waren Abriegelung und die beiderseitigen leichten Seeestreitkräfte im Kanal lebhaft tätig, so daß es in den Nächten zum 17., 18. und 19. August zu häufigen Zusammenstoßen mit den deutschen Seestreitkräften kam. Während dieser Gefechtsereignisse im Kanal gelang es, den Briten in der Zeit vom 1. bis 21. August erhebliche Verluste beizubringen. So wurden durch die Kriegsmarine 5 britische Schnellboote mit Geschwindigkeit und 2 weitere wahrscheinlich versenkt, während 10 darunter ein Hancockschleppboot, beschädigt wurden. In der Nacht zum 17. August griffen auch Fernkampfschiffe der Kriegsmarine in das Gefecht ein und versenkten ein von Kanibooten in Brand geschickenes feindliches Schiff. Am Tage vorher versenkte schwere Artillerie des Oberen militärischen Rieks im Raum von Dover.

Auch die Erfolge der deutschen U-Boote konnten in der vergangenen Woche wieder geäußert werden. So wurde am 17. August die Besetzung von 19 Schiffen mit 105 772 TPD und schon 24 Stunden später abermals die Besetzung von weiteren 12 Schiffen mit 84 000 TPD gemeldet. Mit dem Ausschleichen dieser 31 Schiffe erboben sich die Besetzungszahlen des August bisher auf rund 600 000 TPD. Damit wurde besonders der Nachschub von Amerika über Afrika nach Ägypten getroffen.

Der Gesamtüberblick über die Woche läßt also wiederum Rückschlüsse der „Alliierten“ erkennen, die zumeist das Maß noch ausgesprochenen Vernichtungsniederlagen annehmen können.

Der indische Freiheitskampf

Uebergeleitet auf die Nordwestprovinzen.

Bangalor, 21. Aug. In Indien beherrschte heute die Welle des Feld, und zwar wird sie gegen die unbedingte Bevölkerung angewandt, deren einziges Vergehen darin besteht, daß sie nach Freiheit strebt, einer Freiheit, die schon seit langem von ihren Unterdrückern versprochen wurde“, schreibt die „Bangalor Times“. Die indischen Massen, seit vielen Jahrzehnten unterdrückt, haben die Geduld verloren. England hat jährlich große Summen an Indien gezogen, außerdem ist die indische Armee eine große Stütze des britischen Empire gewesen. England ist jetzt im Begriff, beides zu verlieren. Das nationale Bewußtsein ist erwacht, und die Indianer haben eine geschlossene Front gebildet mit dem Kampfruf „Freiheit oder Tod“.

Der indische Rundfunksender Shonan berichtet, daß sich die Unruhen in Indien jetzt auch auf die nordwestlichen Provinzen ausgebreitet haben. Freiheitsliebende Indianer haben sich auch hier gegen die britischen Unterdrückungsmaßnahmen zur Wehre gesetzt. Die britisch-indische Regierung sah sich gezwungen, Truppenverhärten in die betroffenen Gegenden zu entsenden.

Die Reuters meldet, eröffnete die britische Polizei in dem Stadtteil Dairam von Kalkutta das Feuer, um eine erregte Menschenmenge auseinanderzutreiben, die in einem britischen Reichsgericht einzubringen versuchte. In Chetla kam es zu einem Zusammenstoß zwischen indischen Indianern und der Polizei, die von der Schusswaffe Gebrauch machte. Reuters berichtet nur, daß ein englischer Polizist durch einen Steinwurf verwundet worden sei, schwelgt sich aber über die Zahl der niedergeworfenen indischen Freiheitskämpfer aus. Das um seine Freiheit ringende Indien bleibt also nach wie vor die einzige „Front“, an der sich die englische Kolonialherrschaft nach Belieben anstößt kann.

Es bleibt bei der Politik des Dalai

Berlin, 21. Aug. Nach Meldungen aus Indien hat Gandhi aus seiner Gesandtschaft einen Brief an den britischen Vizekönig Lord Amilthson geschickt, in dem er die Politik des Kongreßes noch einmal darlegt. Der Vizekönig hat geantwortet, daß er Gandhi Argumente nicht anerkennen könne. Es bleibt nach britischem Willen also bei der Politik des Dalai, mit dem der indische Unabhängigkeitswille niedergeschlagen wird.

Der Sender Delhi berichtet: „In Delhi fand ein Protestmarsch statt, der von der Polizei „eingeleitet“ wurde. Die Führer des Unruhes wurden verhaftet. In Kalkutta ist die An-

gelegenheit geschlossen. In Nagpur, der Hauptstadt der Zentralprovinzen, wurden 50 Demonstranten summarisch bestraft. Eine Strafe von 100 000 Rupien ist dem Ort Chimur in Chanda auferlegt worden, während dem Ort Nibhi im Wardhara eine kollektive Strafe von 50 000 Rupien auferlegt wurde. Die Gemeindeführer im Wardha- und Ranpur-Bereich wurden aufgelöst, da die Mitglieder dieser Verbände sich aktiv an der Kongreßbewegung beteiligten.“ Ein Bericht aus dem indischen Staat Woroda besagt, daß die Volksoberleitung in diesem Staat von dem englisch-indischen Maharadscha für „ungeschwächigt“ erklärt wurde. Ferner wurden acht Mitglieder der Volksoberleitung verhaftet. Es wird dazu bekanntgegeben, daß das Komitee dieser Volksoberleitung eine Entschuldigungsgeißelung gefaßt hat, sich sämtlichen britischen Kriegsvorbereitungen innerhalb dieses Staates zu widersetzen.

200 japanische Flugzeuge über Australien

Berlin, 23. Aug. Die häufigen japanischen Luftangriffe auf nordaustralische Küstenplätze wurden erfolgreich fortgesetzt. Es wurden wiederum Townsville, Bundamba, Port Darwin und Broome bombardiert. Insgesamt waren am Freitag mehr als 200 japanische Bombenflugzeuge über australischem Boden. Trotz verstärkter australischer Bodenabwehr gelang es den japanischen Fliegerverbänden neuerdings schwere Verwundungen in den Hafenanlagen sowie den militärisch wichtigen Einrichtungen der angegriffenen Städte anzurichten. So wurden im Hafen von Broome Nordwestaustralien vier Transporter durch Bombenverluste zerstört, zwei weitere in Brand gesetzt.

Chinesische Provinzen unter Wasser

Niederflurüberschwemmung im Gebiet des Gelben Flusses. Peking, 23. Aug. Unvorhergesehene beispiellose Ausmaßes haben einer Dammbrüche aus Kaifeng in der Provinz Honan infolge derartige Wassermengen in den neuen Lauf des Gelben Flusses, der oberhalb Kaifeng südostwärts abfließt, gedrängt, daß zwischen Toluidowa und Tientsin auf etwa 16 km Länge zahlreiche Reisfelder erfolglos weite Gebiete sind überflutet. Während über die Zahl der direkten Opfer der Überschwemmung noch nichts bekannt ist, sollen Tausende an den Epidemien, die infolge der Überschwemmung ausgebrochen sind, gestorben sein. Ergänzend wird berichtet, daß 2 400 000 Chinesen von den Überschwemmungen heimgegriffen sind. Weite Teile der Provinzen Honan und Anhui haben unter Wasser. Von den Verwaltungsbezirken der nationalen Regierung sind Hilfsmaßnahmen eingeleitet worden.

Gedenktage

24. August

- 70 n. Jm. (bis 26.) Pompeii, Stobor und Herculanum durch Vesuviusbruch zerstört.
- 1831 Feldmarschall Graf Reichardt v. Onclissen in Rosen gestorben.
- 1897 Der Dichter Ad. v. Wilbrandt in Kassel geboren.
- 1900 Der Reichsgesundheitsführer Dr. Leonardo Conti in Lugano geboren.
- 1913 Der Volkstiler Friedrich Rammann in Travemünde gest.
- 1921 Friedensschluss zwischen Österreich und den Vereinigten Staaten von Amerika.
- 1935 Einführung der zweijährigen Dienstzeit im Deutschen Reich.

Nun gehts in die Pilze

Auf den Pilzwanderungen lernt man sie am besten kennen. Die Pilzfreunde halten angeblich in den weiten Wäldern reiche Ernte, denn überall heben die Männlein im Felde und man braucht nur zugreifen und zu sammeln, dann hat man in gar nicht langer Zeit eine herrliche Mahlzeit beisammen. Zwar findet man den edlen Champignon nur selten und die Kenner verraten aus demselben Grund die weichen Steinpilze oft mit wächtigen Hüten, schöne Maronipilze, ein dem Steinpilz sehr ähnlicher und desto vorzüglich schmeckender „Schwamm“ auch Hallimatsch und Parasol sind reichlich zu finden, dazu die kleinen Schwimmlingarten, die als Sporenpilze bei den Hausfrauen einen besonderen Ruf haben, die ehernen Tauslinge und Meizer also eine ziemlich große Auswahl. Man lernt noch am Duschende guter, eherner Pilze erkennen können. Neben dem ehernen Schwamm haben ein paar ganz schillende Gefellen! Die ersten Knollenblätterpilze sind dank der reichlichen Fruchtigkeit und der Wärme rasch herangewachsen und der Satossapill macht sich da und dort, wenn auch weit seltener als der Knollenblätterpilz, die drei Hände weg von beiden, sie sind stiftige Parasiten, die zum Tode führen, wenn man sie isst. Selbst die Sporen des Knollenblätterpilzes können andere, gute Pilze, mit denen er zusammen im Wald nach Hause getragen wird, giftig machen. Deshalb müssen alle gesammelten Pilze, unter denen sich ein Knollenblätterpilz befindet, weggeworfen werden.

Und die Augenwendung darauf? Pilze darf nur der sammeln, der sie wirklich kennt. Kinder sind zum Pilzsammeln nicht geeignet, bezug, das, was sie bringen, muß sorgsam beaufsichtigt werden. Man lasse auch die ganz kleinen Pilze stehen, denn wichtiger ist es, die Unterseite der Schirmfläche sorgsam zu untersuchen und ein kleiner Knollenblätterpilz kann einem jungen Champignon sehr ähnlich sehen, so daß es selbst für den Kenner nicht leicht ist, beide sicher festzustellen. Pilze soll man auch nicht nur nach Wäldern kennen lernen, obwohl der Wert eines guten Pilzes oder einer Pilzartel keineswegs unterschätzt werden darf. Man gebe mit einem Pilzkennner hinaus in den Wald, lasse sich die verschiedenen Merkmale der einzelnen Pilze zeigen und verlaufe dann unter Anleitung einigemal sein Glück. Bald wird man die Pilze nach ihrem Wert einzuschätzen wissen. Auch die Pilzwanderungen zeigen praktisch alles Wissenswerte von den „Schwammern“. Wer allein in die Wälder geht, um Pilze zu sammeln, hat in Zweifelsfällen Gelegenheit, seine Hände auf den Pilzberatungstischen abzuwaschen zu lassen.

Zur Abgabe von Feindabgaben

In einzelnen Fällen werden bei Abgabe von Feindabgaben außer Brotmarken auch noch Zeitmarken verlangt, gleich eine solche Forderung auf Grund der bestehenden Bestimmungen nicht gestellt werden kann. Es wird ausdrücklich darauf hingewiesen, daß bei der Abgabe von Feindabgaben neben den Brotmarken Fett- oder Buttermarken überhaupt nicht verlangt werden dürfen. Nur in besonderen Fällen, d. h. nur dann, wenn die Herstellung der Feindabgaben im Wesentlichen erfolgt, sind die Betriebe berechtigt, neben dem Fett entgegenzunehmen. Voraussetzungen hierfür sind aber, daß alle wichtigen Rohstoffe, insbesondere auch Wehl, von den Besitzern geliefert werden.

Ordnung auf den Bienenständen

Die Imker müssen jetzt mit der sogenannten Verhöhnung beginnen — in Frühtrachtzeit etwa Mitte August, in Endtrachtzeit etwa Mitte September. Man entfernt die Wabbe und untersucht jedes Volk genau auf Volkstärke, Königinn, Wabenbau, Vorräte und Wohnung. Schwache Völker werden mit mittelstarken vereinigt und dabei die Königinn dem Stock beibehalten, dessen Volk eine lückenlose Brut anweist. In Völkern mit ungleicher Entwicklung entfernt man die Königinn, ebenso die über drei Jahre alten.

Die allzugroße Bescheidenheit

Wir alle wissen, ein wie vielfältiges Arbeitsfeld in der heutigen Zeit auf unsere Frauenschaft wartet. Und wir wissen auch, daß alle Frauen, die nicht durch den täglichen Beruf irgendwie über Gebühr oder durch einen großen Haushalt davon abgehalten sind, sich heute in der Frauenschaft irgendwie betätigen und sich in jeder freien Stunde zur Verfügung stellen. Nicht mit großen Worten und mit viel Geschrei nach außen kommen sie zusammen, nicht mit allzu großen Versprechungen treten sie hervor; sie wirken ganz im Stillen, wie es sich gebührt. Vielleicht manchemal sogar allzu bescheiden. Denn, und davon will ich reden, das Wirken dieser Frauen ist teilweise noch so wenig bekannt, daß ihre Güte und ihre garnicht allertrotz genügend in Anspruch genommen wird. Das hat mir eine Frau selbst erzählt, die der Frauenschaft angehört. Erst war ich darüber erstaunt. Als ich mir aber nach kurzem Bekennen darüber klar wurde, daß hier nicht der Mangel an Arbeit der Grund sein kann, kann ich darüber nach und bin durch vorichtiges Zuhören und Fragen auch auf das Uebel gekommen: Die allzugroße Bescheidenheit! Und darin war bisher leider der deutsche Mensch immer vorbildlich. Da sitzt zu eine Mutter, die den ganzen Tag im Beruf war und am Abend noch locht und wusch, bis tief zur Mitternacht oft über den unzähligen vielen Löchern der Kinderkränze. Oder sie bestet sich in irgend einer freien Stunde damit ab, vor den Säden anzusehen und einzukaufen. Oder sie legt abends bei sinkender Dämmerung oder gar bei Nacht noch die Treppe im Haus. Müde und bloß und schmal ist sie geworden von all dem Jagen.

Währenddes hat zwei Treppen tiefer vielleicht eine Frau, die etwas älter ist, keine kleinen Kinder hat und nur einen ruhigen Haushalt. Sie würde sicher gerne helfen. Aber kann sie denn dieser fleißigen jüngeren Frau ihre Hilfe anbieten?

Oder kann die Frau, die geirrt, es wagen, hinauszugehen und zu bitten: helfen Sie mir! Nehmen Sie meinen Pflichten teil mit in den Frauenklubabend, laufen Sie für mich ein, übernehmen Sie einmal in der Woche meine Treibe...

Kann sie das bitten? Nein. Das wird sie nicht tun. Obwohl es eigentlich üblich ist, daß der kommt, der bittet. Aber es gibt ein ungeschriebenes Gesetz des Herzens. Und das gebietet, daß hier in diesen Fällen der Gebende kommt.

Ist das nicht viel schöner und edler, wenn die gebende Frau an die Mäntel der anderen kommt und sagt: Ich helfe Ihnen gerne, haben Sie nicht etwas, was wir Ihnen abnehmen können?

Wieviel größer noch würde der Dank der vielgeplagten Frau und Mutter sein?

Und könnten wir nicht in allen Dingen so werden? Daß das allzuwilde Bittensuchen in der Welt ein Ende hat? Und die Bescheidenheit nicht allzuoft am falschen Fleck sitzen bleiben muß?

Ist nicht deshalb immer die Not gerade bei den Besten so groß?

Arzneien sind kein Hausruhr!

Eigentlich ist der Vorkriegszeit zum Volksgetränk. Durch den Erfolg des Kaffees und des sogenannten „Schwarzen Tees“ hat man sich auf viele Hausruhrer zur Teerbereitung, die fast völlig vergessen waren, wieder besonnen. Es ist gut so, nur gibt es zu bedenken, daß sich keineswegs alle Teesorten zum trinklichen Hausruhr eignen. Denn viele der heute vertriebenen Teesorten sind gar nicht so harmlos, wie sie sich beim ersten Anblick annehmen. Gewiß sie sind nicht gesundheitsschädlich an sich; vielfach enthalten sie sogar höchst wertvolle Aromen- und Heilstoffe. Aber ein gesunder Körper kann nicht mit ihnen erträgt werden, und zahlreiche Wirkstoffe, die bei bestimmter Krankheitsfälle vielleicht vorzügliche Dienste zu leisten vermögen, führen beim täglichen Genuß auf die Dauer zu allerlei Gesundheitsstörungen und schädlichen Nebenwirkungen. Es ist deshalb eine deutliche Grenze zu ziehen zwischen solchen Teesorten, deren Verwendung täglich ohne Bedenken erfolgen kann, und

solchen Sorten, die als ideale Getränk bezeichnet werden müssen, dagegen als gewöhnliches Tagesgetränk nicht in Frage kommen.

Wie verhält es sich zum Beispiel mit dem in breiten Volksteilen so beliebten Pfefferminztee, der sich gerade in den letzten Jahren in manchen Haushaltungen fast eingebürgert hat? Seine Anhänger werden wahrscheinlich nicht wenig erstaunt sein, daß vom gesundheitlichen Standpunkt diesem Tee keine absolut einwandfreie Note erteilt werden kann. Pfefferminztee ist nämlich durch einen hohen Gehalt an sogenannten ätherischen Ölen und an Menthol ausgezeichnet, worauf die bekannte schmerzstillende Wirkung beruht, die man ihm mit Recht nachrühmt. Wird er aber täglich in größeren Mengen konsumiert, so sind unangenehme Auswirkungen auf die Tätigkeit des Verdauungstraktes zu befürchten. Nicht selten liegen zwei verschiedene Varianten, deren Unterscheidung der Laienwelt oft nicht geläufig ist, dicht beieinander: So kann aus Lindenblättern eine durchaus empfehlenswerte „Hausruhrer“ herzustellen werden. Hingegen sollte man Lindenblättern (sowie auch Kamilleblättern) nur als schweißtreibendes Mittel in der Krankenpflege verwenden. Ähnlich liegen die Dinge bei den Dagebutten, doch sind hier nicht Blätter, sondern Schalen und Kerne wohl zu unterscheiden. Wegen eines Tees aus Dagebuttenschalen sind nicht die gerinnenden Bedenken zu erheben, während sich der Dagebuttenkerne als ein mildwirkendes Abmittel bei Erkrankung der Darmwege empfiehlt. Täglich genossen würde er jedoch die Nieren und Darmwege überreizen und angreifen.

Ein Unbedenklichkeitszeichen ohne alle Vorbedingung kann allen Teesorten erteilt werden, die aus Wäldern der Brombeere, der Himbeere oder der schwarzen Johannisbeere bereitet werden. Ebenso kann Apfelsine ohne irgendwelche Vorbehalte getrunken werden. Lindenblättern und Dagebuttenschalen tees gehören, wie bereits erwähnt, ebenfalls in diese Reihe.

Vor besonderen Teesorten, die manche Leute namentlich zur Frühjahrszeit auf eigene Faust durchzukäufeln pflegen, muß unbedingt gewarnt werden. Man sollte sich hier nicht auf eigenes Experimentieren und auch nicht auf den Rat irgendwelcher Gewährsmänner verlassen, die angeblich mit bezugreichen erkranklichen Heilwirkungen erreicht haben. Leicht wird eine solche Art zu einer „Dr. Oetiker-Art“, die am Ende zu einer schweren Schädigung des gesamten Organismus führt. Nur der Arzt vermag zu entscheiden, ob dieser oder jener Kräutertee sich wirklich für den vorliegenden Fall eignet, wobei so mancherlei Nebenwirkungen zu berücksichtigen sind, so daß dem Laien hier keinerlei Urteil zusteht.

Die Sammlung von Heilkräutern und Hausruhrpflanzen, die uns in Feld und Wald am Strauchrand und Feldrain zuhause, hat in Deutschland ebendies eine große Rolle gespielt. Auch auf diesem Gebiet war aber die Tradition weitgehend abgerissen, bis sich in den letzten Jahren im Zeichen einer naturgemäßen Lebensführung und einer allseitigen Befahrung auf die im heimischen Boden schlummernden Werte und Kräfte ein grundlegendes Wandel anbahnte. Es wäre sehr zu beklagen, wenn dieser Wandel und die damit verbundenen guten Taten in Vergessenheit geraten würden. Ein gesunder und ein kranker Mensch verlangen verschiedene Stoffe, und diese Grenze will auch bei unserem Hausruhrer beachtet werden.

Der Rundfunk am Dienstag

Reichsprogramm: Bernhard Lehmann und Ludwig Junst spielen eine Violinsonate von Beethoven, Bildergedichte, sechs neue Schumann-Lieder von 11 bis 11.30 Uhr. Rudolf Kattning und Will von Wolow mit ihrem Frauen-Ensemble, darunter die jüngste Konzertsängerin, spielen von Schubert bis Wolf-Ferrari von 16 bis 17 Uhr. Volkshörspiele und weitere Orchesterwerke erklingen in der Sendung „Kölnischer Alltag“ von 17.15 bis 18.30 Uhr. Einen Gruß aus Schwaben“ entziffert die Rundfunkspieltheater des Reichsenders Stuttgart mit beliebigen Weisen von 19.20 bis 21 Uhr. Reinhold Kretsch mit Orchester und einem Klavierkonzert bereitet von 21 bis 22 Uhr „Klingende Freunde“ mit unterhaltsamen Klängen und zeitgenössischen Werken.

Deutschlandfunk: Tiana Kemnitz, Gaby Cassado hören wir im Nachmittagskonzert von 17.15 bis 18.30 Uhr. Aus neuen Operetten bietet die Sendung von 20.15 bis 21 Uhr Ausschnitte mit verschiedenen Solisten. Doktor Sala hören wir am Teatrum im Rahmen einer unterhaltsamen Gesangsabendsendung von 21 bis 22 Uhr.

Diensttafel der HJ.

Deutsches Jungvolk, Jahrgang 12401, Montag, 21.8.: Jahrgangsbücher 18 Uhr Schloß, Dienstag, 22.8.: Trommler 18 Uhr Schloß, Mittwoch, 23.8.: Antreten der Jungmänner- und Jungenschaftsführer um 15 Uhr Kirchplatz, Antreten der Jungmänner 1, II, III und III um 16 Uhr auf dem Kirchplatz, Dienstausgang.

Berzantertes Fräulein in Wien

Roman von Hugo M. Kriß

Copyright by Verlag Kriß & Co., Rosenaustraße 11, München 24

Erstes Kapitel

„Also, bitte, Antschi“, sagte Onkel Rando, „ich wiederhole: sofort schreiben! Und wenn die Zimmer im Erzherzog Karl auch net g'fallen, so bitte nur net zu bescheiden sein, sich so net einzuschleimen lassen von dem großen Wirbel in Wien! In Wien muß man energisch mit die Leute reden, sonst wirst einfach an die Wand gedrückt. Meert's euch das, Verstanden?“

„Was sagt du?“ fragte Antschi, die einen hochgewachsenen Dragonerleutnant beobachtete, der auf dem Bahnsteig stand und Wägen sah, „ach ja, Natürlich, Onkel Rando.“

„Das gilt auch für Sie, Fräulein Jensemann.“ „Natürlich, Herr Graf“, erwiderte Martina gollergeden. „Nun?“ Der Graf Ferdinand Dorival warf einen trohenden Blick auf die Bahndrüse. „Dein könnt' er sich abfahren, der Zug. Warum fahrt denn der Zug net ab? Schon drei Minuten drüber.“

„Das ist halt a Wirtschaft“, sagte Antschi zerstreut. „Aberdings“, verzetzte Onkel Rando und fixierte herausfordernd den Stationsvorstand, der die rote Mütze weit im Nacken, rauchend auf dem Bahnsteig auf und nieder ging, ohne von dem fauchend barrenden Zug im geringsten Notiz zu nehmen.

„Hallo“, rief daher Onkel Rando, während er seine schlammigen Brauen zusammenzog, die wie schneeweiße dicke Batschbüchse über den Augen hingen. „Herr Stationsvorstand! Warum lassen Sie denn den Zug net abgehn? Is ja höchste Zeit!“

„Höchste Zeit?“ Der Stationsvorstand ließ stehen und betrachtete verwirrt die dürre und frostige Erscheinung des Grafen. „Wer sagt Ihnen das, bitte schön?“

„Wer mir das sagt?“ Der Graf geriet ein wenig aus der Fassung, zugleich stieg eine rote Rote in seine gelblichen Wangen. „Das Kursbuch sagt mir das, natürlich.“

Der Stationsvorstand schien diese Antwort aus irgendwelchen Gründen einseitig zu finden. „No ja, das Kursbuch“, meinte er herablassend, „das Kursbuch! Was müßt mir das schönste Kursbuch, wenn der Lepziger Personenzug wo net da is?“

„Was?“ rief Onkel Rando entrückt, „der is no net da? So trübselig! Ja den!, der is scho längst wieder weg!“

Antschi ließ Martina mit dem Fuß an, dann zeigte sie sich aus dem Abteilfenster. „So ein Skandal“, sagte sie, „man müßt das in die Zeitung bringen.“

„Bahrhaftig“, rief Onkel Rando, „das werde ich auch tun.“

„Hofft recht, Onkel Rando“, sagte Antschi unbeweglich, während sie mit spöttischen Blicken den alten Herrn betrachtete, „aber ich bit dich, alterier dich nicht, Onkel Rando. Is ja eh wurscht, ob wir die paar Minuten früher oder später in Wien —“

„Zum Geburtstag Seiner Majestät kommen wir jedenfalls immer noch zurecht“, murmelte Martina Jensemann, indem sie sich in die dunkle Ecke des Halbtagezuges zurückzog. Der alte Graf, obwohl sie häufig ein Gefühl wie Mühsal für ihn empfand, mochte, ging ihr zuweilen doch auch wieder sehr erbeblich auf die Nerven.

Sein Leben, wie das vieler österreichischer Offiziere, war in der fürchterlichen Ode und Trübseligkeit fernabliegender Provinzstädte zerrieben worden. Jetzt sah er mit seiner trägen und nachsichtigen Gemadlin auf einem winzigen Gut in Böhmen und verbrachte seine Zeit hauptsächlich mit dem Ausspähen von Drucksehern in den Zeitungen. An die Zeitungen schrieb er dann erregte Briefe.

Antschi war in ihrem zehnten Lebensjahr, nach dem Tode ihrer Eltern, in die Obhut Onkel Ferdinands gekommen. Seine Bedanterie, der beklemmende enge geistige Raum, in dem er sich bewegte, das eintönige und stumpfe Leben in seinem Haus — all dies hätte Antschi gewiß entscheidend beeinflusst, wäre nicht die Jensemann gewesen, eben jenes Mädchen Martina, das, selbst noch kaum erwachsen, zur Erziehung der kleinen Komtesse herangezogen und aus einer persönlichen Rente Antschi bezahlt wurde.

Die Jensemann, heute sechszwanzig, war achtzehn gewesen, als sie, Abiturientin der Reberbergschule, diesen Posten übernahm. Seitdem, besonders in den ersten Jahren, hatte sie einige Dutzendmal gelündigt. In dem Maße jedoch, in dem Antschi älter und der Unterschied an Jahren zwischen beiden Mädchen scheinbar geringer wurde, kam es schrittweise zu einer intimen Freundschaft, die mit den ursprünglichen Aufgaben der Jensemann in keinerlei Zusammenhang mehr stand.

„Fräulein Jensemann“, rief Onkel Rando, worauf sich Martina leicht dequittiert erhob und am Fenster setzte.

„Bitte?“

„Fräulein Jensemann“, sagte der Graf, „ich brauch Ihnen wohl nicht noch besonders einschärfen, daß Sie mir auf die Antschi gut achtgeben. Das wissen Sie eh. Sagen möcht' ich nur noch folgendes: Wien ist ein gefährliches Plätzchen. Daber — keine Betrübnisse machen. Unter keinen Umständen. Bielelei zweifelhafte Existenzen werden sich zu den Festtagen in Wien einfinden. Also bitte — in nig sich einlassen! Mit niemandem! Verstanden?“

„Natürlich, Herr Graf“, sagte die Jensemann. „Früh aufstehen — früh ins Bett!“ fuhr Ferdinand Dorival fort, „genau als wie zu Hause. Höchstens — höchstens, sag' ich! — einmal in die Oper. Aber nötig ist das net. Schau's euch lieber das Heeresmuseum an. Einfach großartig!“

„Natürlich, das Heeresmuseum“, sagte die Jensemann. „Und grüß's mir die Tant' Eugenie, sie erwartet euch morgen zum Diner. Und benehm's euch anständig bei der Tant' Eugenie, daß net nachher heißt, die Antschi is a Trampel vom Land. Die Tant' Eugenie führt ein großes Haus, eb die einzige aus der Familie, die's zu was gebracht hat.“

„Ich kenn' sie doch gar nicht“, murmelte Antschi. „Was soll ich bei ihr?“

„Sei still“, entgegnete der Graf. „Du gehst hin und fertig. Fräulein Jensemann, Sie sind mir verantwortlich dafür, daß alles nach meinen Anordnungen geschieht.“

„Natürlich, Herr Graf“, sagte die Jensemann.

„Ich hab' der Tant' Eugenie bereits geschrieben“, erklärte Onkel Rando, „sie müßt sich ein bisschen um euch kümmern. Sie wird das bestimmt tun. Waren Sie schon einmal in Wien, Fräulein Jensemann?“

„Nein, Herr Graf.“

„Nun“, sagte er bedrückt, „dann wird's ja höchst aufschreckend sein auch für Sie, die Hauptstadt unserer Monarchie kennenzulernen. Die Festlichkeiten zu Ehren des Geburtstages Seiner Majestät werden der Stadt ohne Zweifel ein ganz besonderes — ah — Gepräge verleihen. Aber, wie gesagt, aufpassen! Ich wiederhole: Sie sind für alles verantwortlich, Fräulein Jensemann.“

„Natürlich, Herr Graf.“

„Aldann könnt' der blöde Zug eigentlich abfahren“, sagte Antschi, indem sie auf ihren zarten Beinen, die unruhig waren wie Raubvögel, nervös umherging. „Der gute Onkel Rando glaubt immer noch, wir wüßten nicht, daß es so etwas wie unbedeutliche S...“

„Antschi!“ rief die Jensemann.

(Vorfahrung folgt)

